



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Von Martin Philippson. Erster Teil. Berlin, Verlag Siegfried Cronbach [sehr schön], 1897

Ob man die Matthäuspassion von Bach in einer matten Aufführung hört oder ein langweiliges Buch über den großen Kurfürsten liest, der Eindruck ist derselbe: schade um den schönen Stoff, um ein Prachtstück unsrer deutschen Geschichte, wenn es so dürftig reproduziert wird. Je größer das Original, desto größere Anforderungen stellt es an den Nachschöpfer von heute, ob dieser nun Kapellmeister oder Historiker heißt. Philippson sagt in seinem Vorwort: „Im Rahmen weiterer Ziele haben F. G. Droyßen und Erdmannsdörffer in berühmten Werken das Thun Friedrich Wilhelms auf glänzende Weise gewürdigt. Aber es fehlt noch immer an einer Lebensbeschreibung, in der der große Kurfürst im Mittelpunkt der Darstellung steht, die sein Wirken nach allen Seiten hin entwickelt. Diese Lücke wünsche ich einigermaßen auszufüllen. Es kommt mir nicht sowohl darauf an, aus Archiven und Bibliotheken neuen Stoff herbeizutragen, als vielmehr, soweit dies angeht, aus dem schon veröffentlichten Materiale und den Hunderten von Einzelschriften ein möglichst zusammenhängendes und klares Bild von dem Wollen und Wirken Friedrich Wilhelms von Brandenburg zu formen.“ Dieser Stellung der Aufgabe entspricht der vorläufig vorliegende erste Band so, daß in zwei Büchern von zusammen 264 Seiten die rein politischen Verwicklungen und Verhandlungen Brandenburgs von 1640 bis 1660 dargestellt werden und darauf in einem dritten Buche von 80 Seiten die „innern Zustände“ in den zwei Kapiteln „Regent und Stände“ und „Regierung und Regierte,“ von denen das letzte den nach dieser Überschrift ahnungslosen Leser in der Art der „kulturhistorischen“ Schwanzkapitel politischer Historiker in einem Nu mit omnibus rebus et quibusdam aliis übersättigt, als da sind Finanzen, Kolonisation, Post, Handwerkerwesen, Bauern, Justiz, religiöse Bestrebungen, Berlin, Kunst und Wissenschaft, Heeresorganisation, Kriegsflotte, Unterrichtswesen — wohl bekomms! Und Friedrich Wilhelm? Nun, wo und wie er eingreift, berichtet Philippson natürlich an Ort und Stelle, aber „im Mittelpunkte der Darstellung“ steht der Fürst nur dank dem Zufall, daß sich der photographirende Historiker mit seinem Objektiv gerade Berlin gegenüber aufgestellt hat, nicht dank einer künstlerischen Notwendigkeit, wie wir sie bei solchen Aufgaben allerdings vom Geschichtsschreiber fordern. Und wie die Stellung des großen Kurfürsten innerhalb der Ereignisse, die das Buch erzählt, nicht genügend zum absoluten Schwerpunkte gemacht worden ist, so ist auch seine Persönlichkeit zu schwach gezeichnet; hier fehlt es vor allem an einer reichlichen Ausnutzung seiner eignen Äußerungen.

Die Söhne des Herrn Budwoj. Eine Dichtung von August Sperl. München, Beck. Zwei Bände

Wenn sich ein dramatischer Dichter einen historischen Stoff nimmt, so thut er es, weil ihn bestimmte überlieferte Persönlichkeiten anziehen und ergreifen. Der Romanschreiber dagegen sucht meistens in den Umgebungen, auch wohl in der Ausdrucksweise, kurz in den Formen einer vergangnen Zeit nur eine Einkleidung für seine innern Erlebnisse. Bekannte, ausgeprägte Gestalten der Geschichte kann er im Vordergrund seiner Handlung nicht brauchen, denn die Hauptpersonen will er selbst erfinden; ihm liegt an dem „Milieu,“ an den Farben und Stimmungen, worin sich uns eine bestimmte vergangne Zeit zu zeigen pflegt. Er wird auch wohl, namentlich wenn er keine sehr lebendigen Menschen erdichten kann, auf das

äußere Gewand ganz besondere Sorgfalt verwenden, als ob er die Aufgabe hätte, uns über vergangne Dinge zu belehren, anstatt zu dichten. Wenn aber andererseits seine Phantasie stark und fruchtbar genug ist, warum überträgt er nicht seine innern Erlebnisse geradezu in die Dichtung, sondern wählt den Umweg durch die Formen einer Zeit, die doch nicht mehr seine eigne ist? Wenn alles natürlich und gesund dabei zugegangen ist, so sollte man meinen: weil die Umgebung seines Romans, Ort und Zeit, seine Phantasie gleich anfangs so ergriffen haben, daß er die Gegenstände seiner dichtenden Erfindung nicht mehr von den Formen trennen kann. Nun fragt es sich: kann er uns, abgesehen von den Außerlichkeiten, auch als Dichter, Menschen schaffend (denn das ist das Entscheidende) befriedigen? Das fremde Kostüm überhebt ihn dieser Pflicht nicht, es erleichtert sie ihm nicht einmal. So wären wir an dem Punkte angelangt, von wo aus die mancherlei Abwege, Spielarten und Fehler des historischen Romans zu betrachten wären. Wir wollen das heute unterlassen. Die Grenzboten haben vor kurzem an einigen Beispielen den „Verfall des historischen Romans“ entwickelt (Heft 2). Diesmal sind sie in der angenehmen Lage, über ein Buch dieser Art ihre Freude auszusprechen zu können.

Der Verfasser hat sich bereits durch eine kleinere Erzählung aus demselben Volkskreise (Deutschböhmen) bekannt gemacht. Die neue ist größern Stils, ernst und mit dem Ausgang einer Tragödie. Der Verfasser hat das ganz richtige Gefühl gehabt, das auf dem Titel durch das Wort Dichtung ausdrücken zu müssen. Wir werden in eine wilde Zeit geführt und unter ein Geschlecht von Heroen, das nach furchtbaren Kämpfen mit Ehren untergegangen ist: das deutsche Rittertum in Böhmen unter Ottokar und Rudolf von Habsburg. Der Schauplatz ist die Stadt Prag oder eine der vielen Burgen des Böhmer Walds. Der Verfasser hat sehr gründliche Geschichtsstudien gemacht und giebt uns ein treues und überzeugendes Zeitbild. Seine Menschen nötigen uns Teilnahme ab, ihr Ergehen fesselt uns bis zu Ende, der Inhalt des hier geschilderten Lebens macht einen bedeutenden, feierlichen Eindruck. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl die Wirkung, die er für seine Erfindung erstrebte, durch die Art seiner Erzählung vollkommen erreicht, und wir stehen nicht an, die „Söhne des Herrn Budiwoj“ für einen der besten historischen Romane zu erklären, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Der Roman erzählt uns das Leben dreier Brüder, der Söhne des Herrn Budiwoj, von ihren Knabenjahren auf der Waldburg an bis zu ihren Kämpfen gegen und für König Ottokar (die zwei ältesten kämpfen für Rudolf, der jüngste ist auf Ottokars Seite geblieben), der Schlacht auf dem Marchfelde, wo Ottokar fällt, und der Zeit, wo dessen Sohn Wenzel längst erwachsen und mit einer Tochter Rudolfs verheiratet ist. Der älteste, Zawisch, eine heldenhafte und ungemein sympathische Persönlichkeit, ist Gemahl von Ottokars Witwe und dadurch Vormund des Knaben Wenzel geworden. Daran knüpft das Verhängnis an. Die Brüder werden durch die Böhmen von ihrer Höhe herabgestürzt und erleiden ein trauriges Ende. Das Böhmentum siegt, und dieses ganze Geschlecht muß untergehen.

Der Verfasser ist Meister in Schilderungen sehr verschiedner Art. Ein Prachtstück ist die der großen Schlacht auf dem Marchfelde: sie wird von Ottokars Seite aus, wo der jüngste Bruder steht, aus dessen Erlebnissen und Wahrnehmungen heraus gegeben, von Anfang bis zu Ende. Sehr oft macht der Verfasser auch von dem Mittel Gebrauch, Katastrophen nur berichten zu lassen, er verdeckt dadurch grausige Vorgänge, die er nicht schildern will (gekohnt hätte er), und hat dadurch den Vorteil, die große Reihe der Ereignisse etwas abzukürzen. Die lang aus-

gedehnte Zeit — wohl dreißig Jahre — macht es, daß wir nicht, wie im Drama, eine schnell vorwärts treibende Handlung bekommen, sondern einzelne Abschnitte, abwechselnd Schilderungen, Berichte, lange Pausen. Das ist ja an sich kein Vorzug, aber wenn man nicht entweder auf die schönen Szenen aus der Knabenzeit der drei Helden verzichten oder den ausgeführten Schluß (Zawischs Hinrichtung durch die Böhmen) aufgeben wollte, so ließ sich nichts andres machen, als das dazwischenliegende zusammenzuziehen. Die Hinrichtungsszene ist großartig durch ihre Veranlassung sowohl als in der Art, wie uns ihre Ausführung mitgeteilt wird. Voran geht eine Art Monolog, eine Betrachtung, die den körperlich gebrochenen Mann noch einmal das Glück und die Stimmung der Kindheit wie im Traume erleben läßt. Das ist echte Dichtung, so natürlich und rührend, wie Drests Monolog in der Iphigenie („Noch einen usw.“) oder auch Postumus Traum in Shakespeares Cymbelin, wo dieselbe Stimmung aus den Versen im Bänkelsängerton auch dem Härtesten an die Seele greifen muß. Bei Sperl ist es getragne Prosa. Der Hinrichtung vorher geht eine andre Szene, die grauig natürlich geschildert ist: zwei Anhänger Zawischs werden gefangen eingebracht und von den Böhmen auf Steinbalken gesetzt, die hoch oben am Bergfried unter zwei Thüren in die Luft hinauspringen, bis sie sich nicht mehr halten können und uns das letzte Schreckliche nur durch Andeutung mitgeteilt wird. Die Seele des Romans ist nicht etwa ein Liebesverhältnis — dergleichen kommt auch vor, aber nur in Nebenzenen —, sondern das Zusammenhalten der drei Brüder trotz ihrer verschiedenen Naturen und ihres nicht gleichen politischen Standpunkts.

Wir sind überzeugt, daß das ausgezeichnete Buch weitere Auflagen erleben wird. Es könnte sogar vielleicht ein Drama oder eine Oper daraus hervorgehen. Darum und nicht um etwas auszusagen, deuten wir einige Verbesserungen an. Das Stück muß unbedingt, da sich einmal kein freundlicher Schluß geben ließ, mit dem traurigen Tode Zawischs enden, die chronikartig nachklappenden Mitteilungen über das Ende der jüngern Brüder schwächen den Eindruck ab. Das mag sich jeder selbst fortsetzen; etwas will ein Leser oder Hörer auch zu denken haben. Die eingelegten Verse könnten ohne Schaden etwas gekürzt, ebenso die am Anfang jedes Kapitels sich regelmäßig einstellenden, an sich ganz hübschen Naturschilderungen um etliche vermindert werden. Endlich sprechen die tschechischen Edelknaben der Königin zu sehr im Mausefallenhändlerstil: Bruder meiniges. Besser ist die Ausdrucksweise des jüdischen Handelsmanns in Prag geraten. Auch die archäologischen Kleinigkeiten, z. B. eia oder pfuch, könnten zum Vorteil des Gesamtstils etwas eingeschränkt werden.

Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius (1687—1693). Herausgegeben und erklärt von Emil Sigas. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1897

Dieses Bändchen, die zweite Nummer der von der Redaktion der Historischen Zeitschrift herausgegebenen Historischen Bibliothek, ist eine ergiebige Quelle für die Geistesgeschichte am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts. Die Briefe gewähren genauere Einblicke in die ersten Tage des sich eben gegen die Orthodoxie erhebenden Nationalismus, sind ein merkwürdiges Zeugnis in der Geschichte der literarischen Fehde und zeigen, welche Stütze Pufendorf in Berlin für die Hallischen Ansätze seines jungen Freundes Thomasius war, stellen überhaupt die tüchtige, kluge, derb humoristische Natur Pufendorfs in helles Licht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig